

Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Das wahre Muttertum

Das Wesen einer Mutter erfassen, heißt das höchste menschliche Opferamt verstehen. J. W. v. Goethe

Das Wort Mutter ist in jedem Menschen die zärtlichsten und tiefsten Empfindungen aus; denn kein Mensch kann sich des Weisens seiner Mutter, die ihn einmal unter ihrem Herzen trug und ihn erzog, entledigen. Bande des Blutes und der Erinnerung binden ihn für immer an sie.

Mutter — ein kurzes Wort und ein klarer Begriff, und doch soll von einem fast unendlichen Inhalt. Was macht das wahre Muttertum aus? Welches sind seine wesentlichsten Züge?

Wahres Muttertum ist Opferbereitschaft. Das Leben einer Mutter ist vom ersten Tage ihres Mutterbewußtwerdens ein fortdauerndes Opfern. Sobald sie hoffen darf, Mutter zu werden, muß sie schon auf manche liebe Gewohnheit verzichten und viele Beschwerden auf sich nehmen. Doch eine rechte Mutter achtet diese Beschwerden gering, erfüllt von der heiligen Aufgabe, ein gesundes Kind zu gebären. Im Bewußtsein ihrer Mutterpflicht schreitet sie tapfer durch Schmerz und Gefahr und fürchtet den Tod nicht, wenn neues Leben sich aus ihr entringt.

Wahres Muttertum aber gebiert nicht bloß das Leben, sondern sucht es auch in nimmermüdem Dienst zu erhalten. Was tut eine Mutter nicht alles für ihre Kinder! Sie Kocht und wäscht und puht, sie steht morgens früh auf und bleibt abends arbeitend am längsten wach. Und wenn des Vaters Lohn nicht ausreicht, die Familie zu ernähren, so legt die selbstschaffende Mutter mit Hand an. Sie geht zu anderen Familien waschen oder in fremde Häuser Hausarbeit verrichten. Ihre eigene erledigt sie dann abends oder an Sonntagen, wenn andre ruhen und feiern. Etwas Dienst ist das Los der Mutter. Sie darf nicht krank werden, sonst fehlt der Mittelpunkt und Halt der Familie. Darum hat in den Krankheitslagen die Mutter nur einen Wunsch: wieder gesund zu werden, um schaffen und wirken zu können.

Wahres Muttertum aber ist nicht nur stetes Arbeiten, sondern auch selbstlose Fürsorge. Wenn auch der Mutter nimmermüde Hände am Abend oder des Nachts ruhen, ihr Herz und Sinn umgibt unaufhörlich ihre Lieben. In manch schlafloser Stunde der Nacht findet die Mutter nach über Fehler und Untugenden ihrer Kinder, macht sich Gedanken darüber, wie sie schlechte Anlagen bekämpfen und die Tugenden ihrer Kinder fördern kann. Denn das ist noch ein anderer Wesenszug des wahren Muttertums, daß es sich verantwortlich fühlt für das Wohl und Wehe ihrer Kinder bis in deren hohes Alter. Wie einst Monika ihrem Sohne, dem Kirchenvater Augustin, so lange auf seinem unsterblichen Leben nachdachte und nicht müde wurde, ihm den rechten Weg zu weisen, bis er ihn auch ging, so sieht jede Mutter in ihrem Kinde ein hohes Gut, das sie so rein und unschuldig aus ihrem Leben geben will, wie sie es einst empfing.

„Doch die Liebe ist die größte unter ihnen!“ Dieses Wort trifft auch auf das wahre Muttersein zu. Liebe, Barmherzigkeit, Erbarmen zeichnen die



Zum Muttertag

Photo Film- u. Bildvertrieb
Ufa M

So lange ihr jung seid, seid ihr mein,
Ich schaff' euch im Hause nur Sonnenschein.
Ich lehrte euch nur, was gut und recht ist,
Ihr wißt noch nicht, wie es in der Welt oft schlecht ist.
Wohin Wetter kam nie zur Tür herein —
Doch wie wird es im Leben für euch sein?
Werdet ihr immer sicher schreiten?
Werdet ihr nie vom Wege gleiten?
Werdet ihr stets das Rechte wissen?
Werd' ich mich oft um euch sorgen müssen?

Seid ihr ins eigene Leben getreten, —
Dann werd' ich zum himmlischen Vater beten:
Hilf, daß sie nicht mit müden Seelen
Sich später im täglichen Leben quälen.
Wid, wenn sie einmal sollten erschaffen,
Ihnen Kräfte, sich neuen Festtag zu schaffen.
Und tun sie unrecht und werden schuldig,
Dann, lieber Gott, sei mit ihnen geduldig,
Und rechne nicht ihnen — nein mir es an —,
Gewiß bin ich als Mutter mit schuld daran.
S. T.

Mutter aus vor allen andern. Sie liebt auch das ungehorsame Kind. Sie vergibt dem leichtsinnigen Sohn ebenso wie der gesunkenen Tochter. Sie leidet unter den Fehlern ihrer Kinder wie diese und verzeiht und vergibt. Dem Strauchelnden gibt sie Führung, dem Ratlosen Rat, dem Verzweifelnden Trost und Hilfe. Und das alles tut sie so voll Demut und Hoheit, voll Zartheit und Festigkeit, so ohne die Absicht auf Lob und Dank. Sie kennt nur Pflichten und ist glücklich im Bewußtsein, täglich neue erfüllen zu können.

So steht vor jedem seine Mutter als der Inbegriff höchster menschlicher Opferbereitschaft, steter Dienstes, selbstloser Fürsorge und herzlichster Liebe. Darum:

Wenn du noch eine Mutter hast,
So dank' Gott und sei zufrieden,
nicht allen auf dem Erdenrund
ist dieses hohe Glück beschieden.
Und hast du keine Mutter mehr
und kannst du sie nicht mehr beglücken,
so kannst du doch ihr frühes Grab
mit frischen Blumenkränzen schmücken.
H. M.

Die Briefe der Mutter

Erzählung von Bert Brenneke

Von Briefen und ihren seltsamen Schicksalen erzählen wir. — „Der Fall, den ich mitteilen möchte“, begann der alte, weißhaarige Dorfschullehrer, „liegt schon viele Jahre zurück. Es war im Kriegsjahr 1915, als ich eines Tages in das Haus der Mutter Gräbe gerufen wurde. Dieselbe war früh verwitwet und hatte, nachdem zwei Töchter im heiratsfähigen Alter ihr Leben durch den Tod entzogen worden waren, ihre ganze Liebe dem einzigen Sohne zugewandt. Auch Hans, so hieß der Sohn, liebte seine Mutter innig, aber als bei Kriegsausbruch die wehrfähigen Jünglinge zu den Fahnen eilten, gab es auch für ihn kein längeres Befinden. Er wurde als Kriegswilliger bei einem Jägerbataillon eingeteilt und kam nach kurzer Ausbildungszeit an die Westfront.

Im August des zweiten Kriegsjahres benachrichtigte der Feldtruppenteil die Mutter, daß ihr Sohn bei einem Sturm-

angriff vor Badonviller gefallen sei. Die Trauerbeteiligung war vom Kompagnieführer selbst geschrieben.

Seitdem kranke Mutter Gräbe der einzige Mensch, dem sie sich anvertraute, war ich — und oftmals weinte ich bei ihr, Trost spendend und alte Erinnerungen aus der Kindheit ihres gefallenen Sohnes aufwachsend. Sie wurde nicht müde davon. Und jedesmal, wenn ich von ihr ging, sandte sie dieselben Worte: „Gott, Schulmeister, es ist sicher nur ein Irrtum; mein Junge kommt wieder!“

Ich brachte es nicht über das Herz, ihr diesen letzten, so trügerischen Glauben zu nehmen, obwohl es besser für sie und für mich gewesen wäre.

An jenem Tage, an dem man mich zu ihr rief, erwartete sie mich in höchster Aufregung. Im Lehnstuhl sitzend, begrüßte sie mich und hielt mir mit zitternder Hand eine Feldpostkarte entgegen, die — wie ich auf den ersten Blick erkannte — die Schriftzüge ihres Sohnes aufwies. Das Datum des Feldpostempfels war unleserlich, im übrigen sah sie sehr mitgenommen aus, als wäre sie längere Zeit den Anhalten des Wetters ausgesetzt gewesen. In aller Kürze teilte der Sohn darauf mit, daß er sich bei bester Gesundheit befände; ein Nachsatz enthielt die Worte: „Bald werden wir abgelöst, dann komme ich auf Urlaub!“

Ich überlegte. Blühend kam es mir zum Bewußtsein, daß hier ein grausamer Zufall seine Hand im Spiele hatte. Die Karte vielleicht wenige Stunden vor seinem Tode geschrieben, entglitten im Aufgucken einer schmerzhaft geballten Faust, war der letzte Gruß des Sohnes!

Behutsam versuchte ich, die Mutter dahingehend aufzuklären, schaltete aber schon nach den ersten Worten an der hartnäckigen, durch nichts zu erschütternden Überzeugung, daß sie den Sohn noch am Leben glaubte. Unbändig bat sie mich, da sie selbst mit ihren geistigen Kräften nicht mehr schreiben konnte, sofort einen Brief aufzusetzen und dem Sohne alles mitzuteilen, was an Freude und Glück ihr mütterliches Herz bewegte.

Es fällt mir schwer, die Empfindungen wiederzugeben, die mich in jener Stunde durchzitterten. Ich fand die Kraft nicht, einer Menschenseele den letzten, so hoffnungsstrebigen Glauben zu nehmen.

Einmal in jeder Woche schrieb ich einen Brief an den toten Sohn. Wenn ich dahinter die Schublade aufzog, in der ich die langsam gehäufelten Briefe aufbewahrte, fühlte ich jedesmal einen Stich im Herzen. Ich selbst war mir fremd geworden, wie verloren in einem schicksalshängen Traum, der langsam meine besten Kräfte verzehrte.

Ich unternahm es noch, einige Rückfragen an den Feldtruppenteil des Sohnes zu stellen. Die Antworten bestätigten mir unabänderlich: — „Gefallen auf dem Felde der Ehre!“ — „Auch sonst kam niemals wieder eine Nachricht.“

Brief um Brief wanderte in die Schublade. Wie oft ertappte ich mich bei dem Gedanken, einen günstigen Augenblick auszunutzen und ihr die volle Wahrheit zu sagen. Immer aber, wenn ich in die treuen Mutteraugen blickte, preßte ich schweigend die Lippen zusammen.

Sie wunderte sich zwar, daß niemals eine Antwort kam, aber wie alle Mütter fand sie tausend Entschuldigungen dafür: — „Er wird sicher viel Dienst haben... Vielleicht schreibt er morgen... Vielleicht, vielleicht!“ —

Im Frühjahr darauf tragen wir sie hinaus auf den stillen Dorffriedhof. Am offenen Grabe stand ich noch lange.

Von den Kirchbänken im Pfarrgarten wehten die weißen Blüten. Und langsam ließ ich die Briefe hinunterklattern auf den schlichten Sarg. Blätter wie Blüten vom Herzen einer Mutter, das nun in die Ewigkeit hinüberträumte. Die Worte der Trauerpredigt klangen mir auf. Wie hatte der Pfarrer gesagt? — „Dein Glaube, Mutter, hat dir geholfen! — Dein Sohn lebt!“ — — —





Geheim 10 nummer Kriminalroman von J.M. Walsh

Urheberrechtsschutz. Aufwands-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 68

27

Nachdruck verboten.

Sie drehte sich um und blickte aus dem Fenster, während das Mädchen die Stühle wieder einpackte; sie sah sich erst um, als Kay das Paket wieder fortgesetzt hatte.

„Sie sind verrückt, daß Sie sie in Ihrem Koffer aufbewahren, und das nach dem Vorfall der letzten Nacht, von denen mir mein Bruder erzählt hat. Sie sollten sie in seinen Safe schließen.“

„Ich halte das auch für richtiger“, sagte Kay müde. „Ich will sie gleich hinunterbringen.“

„Wie Sie wollen. Er wird aber jetzt wohl nicht da sein. Wenn ich nicht irre, ist er gerade fortgegangen. Ich habe wenigstens jemand hinausgehen sehen.“

Sie hatte recht, wie beim Hinuntergehen festgestellt wurde.

„Recht bringe ich sie aber nicht wieder nach oben.“ Kay war innerlich laßig, jetzt so müde, daß sie froh gewesen wäre, wenn sie die Schnitzereien zum letztenmal gesehen hätte. Selbst als das Vermächtnis eines Toten konnten sie in ihr keine Gefühle mehr erwecken.

Sie legte das Paket oben auf den Safe, und Mrs. Mariel Haines lächelte über die Harmlosigkeit des jungen Mädchens.

Als ihr Bruder zurückkam, nahm sie Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und erwähnte auch dies.

„Ist sie nicht ein lüches Geschöpf, Rupert? Eigentlich tut sie mir leid. Was hast du eigentlich mit ihr vor? Sie kann so wenig hier längere Zeit bleiben wie ich.“

„Sich, wenn du willst, kannst du in ein bis zwei Wochen wieder nach Haus gehen.“

„Und dich mit ihr hier allein lassen? Das wird nicht so einfach sein, glaube ich.“

„Das ist auch nicht meine Absicht, Mariel. Sei vernünftig. Ich hatte ihr nur eine Zuflucht geboten, bis sich der Sturm gelegt hätte, und soweit ich zu sehen vermag, kann man ihr weiteres Geschick recht gut ihr selbst und ihrem Geliebten überlassen. Unter diesen Umständen glaube ich nicht, daß sie sehr lange bleiben wird.“

„Warum hast du ihr aber nicht einfach nahegelegt, daß sie zu mir nach Leatherhead kommen soll?“

Burford rieb sich sein glatt rasiertes Gesicht und sah gedankenvoll vor sich hin.

„Aul die Idee bin ich wirklich nicht gekommen, Mariel.“

„Du hättest aber daran denken sollen. Doch auf die einfachste Lösung kommst du ja nie. Du wärest dann gelegentlich zu mir heruntergekommen, und niemand hätte etwas dabei gefunden.“

„Auser Kays Viehhaber. Wo steht sie übrigens?“

„Eine halbe Stunde, ehe du zurückkommst, ist sie fortgegangen. Ich glaube, sie will ihn treffen.“

„Ich bin recht böse auf ihn“, sagte Burford ruhig, „obwohl ich nicht allzuviel über ihn weiß. Persönlich ist er ganz nett, aber nach allem, was man hört, scheint er doch ein gefährlicher Verräter zu sein.“

„Was hast du denn gehört?“

Burford erzählte es ihr. „Ich weiß es aus verschiedenen Quellen, zum Teil von der Polizei.“ Er war ganz ernst geworden.

Die Frau sah ihn hart an, ehe sie etwas dazu sagte. „In deinem Alter solltest du was Besseres tun, als dich mit der Polizei einzulassen. Es führt nur zu Unannehmlichkeiten.“

Burford lachte. „Vielleicht. Aber bestimmt nicht zu solchem Ärger, wie es gegeben hätte, wenn ich Kay zu dir geschickt hätte. Stell dir vor, alles das wäre in deinem Haus unten in Leatherhead passiert. Was hätte das für ein Durcheinander gegeben? Keine Liebe, ich bin ein angelegener Bürger, Hausbesitzer und so... das erhöht das Ansehen und den Respekt.“

„Das bin ich natürlich alles nicht“, gab die Schwester ironisch zurück.

Burford lachte wieder. „Meine liebe Mariel“, sagte er etwas Sarkastisch, „wer weiß denn, daß du dich nicht gehebert hast?“

Sie überhörte diese Bosheit. „Als ich gestern früh deinen Brief erhielt, wollte ich eigentlich zurücktelegraphieren, daß es Unfug wäre. Ich bedauerte, daß ich das nicht getan habe. Du verschwendest deine Gütmütigkeit an Fremde und tust nichts für deine...“

„W!“ unterbrach er sie. „Nicht weiter!“

„Es kann uns ja niemand hören. Das Mädchen ist nicht da, und...“

„Das ist ganz gleich. Man soll sich nicht unnötig in Gefahr begeben.“

„Na, dann nicht. Was ich aber noch sagen wollte, — Fair ist ja auch fort. Es fällt mir ein, daß ich ihn seit meiner Ankunft nicht mehr gesehen habe. Er ließ mich ein und ist seitdem verschwunden.“

„Und aus guten Gründen. Habe ich dir die Geschichte mit dem Schlaftrunk nicht erzählt?“

„Ja, und du glaubst, daß es Fair gewesen ist?“

Burford zuckte mit den Schultern. „Fair ist wirklich der einzige Hausbewohner, auf den ein Verdacht fallen kann.“

Unter den gegebenen Umständen wollte ich ihn nicht direkt beschuldigen, aber ich habe ihn entlassen... Natürlich mit einer entsprechenden Vergütung.“

„Das sieht dir ähnlich. Ist denn damit nun die Sache mit dem Schlafmittel erledigt?“

„Was soll das heißen?“ Als er sah, wie sie mit den Augen zwinkerte, fuhr er fort: „O, ich verstehe. Wenn Fair nicht mehr da ist, kann es natürlich auch nicht noch einmal vorkommen. Das meinst du doch?“

„Du kannst es so auffassen. Aber da wir gerade von Meinungen reden: ich meine, daß du jene chinesischen Dinge jetzt am besten einschließen solltest. Bringe sie in Sicherheit, daß keiner mehr heran kann. Sie ist schon ganz vernünftig. Ich habe sie dazu überredet, sie herunterzubringen.“

Burford war gerührt. „Das hast du gut gemacht, und ich will dir geben, was du haben willst!“

„Das scheint mir alles noch sehr in der Luft zu hängen. Stell diese Dinge beiseite, Rupert. Es ist das Beste, sie sieht sie gar nicht mehr, wenn sie nach Haus kommt.“

„Warum?“

„Aus den Augen, aus dem Sinn. Sie ist so jung und hübsch. Es darf ihr nichts passieren. Solange sie hier ist, müssen wir sie beschützen.“

„Selbstverständlich. Du zweifelst doch nicht etwa an meinem guten Willen?“

„Ich mache das zur Vorbedingung meines Hierbleibens!“ sagte die Frau hart. „Wenn ihr etwas zustehen sollte...“

Ihre Geste war bereiteter als ihre Worte.

„Ihr wird nichts geschehen, wenn unsere Mühe Erfolg hat. Alles andere, nur nicht das. Trotzdem wundere ich mich, warum du das so sehr betonst.“

„Du meinst vielleicht, ich wäre ja sonst nicht so bedenklich?“

„Das habe ich nicht gedacht, aber schön, wenn du dich ängstigst.“

Die Frau sah durch das Fenster in den Garten, wie sie es gern zu tun schien, und sprach, ohne sich umzusehen.

„Ich bin nur um eines besorgt, Rupert“, sagte sie ganz ruhig.

„Und das wäre?“

Sie drehte sich um und sah ihn an.

„Daß du dich in Kay verlieben könntest“, meinte sie sanft. „Das würde ein Unglück geben.“

Burford war betroffen, in Mrs. Haines' Natur tiefen zu entdecken, die er noch niemals ermesen hatte.

35. Kapitel

Wem gehört das Messer?

Das Messer, das auf Bromleys Pult lag, war ein gewöhnliches Jagdmesser mit einem Hirschhorngriff, aber an einem charakteristischen Merkmal war es unter tausenden herauszufinden. Dieses Erkennungszeichen war merkwürdig und wurde bei näherem Zusehen noch seltsamer. Der glänzende Stahl der Klinge hatte ein paar Flecken, die wie Rost aussahen; sie waren aber etwas anderes.

Als Weatherby die Waffe da liegen sah, erkannte er sie sofort. Es war das Messer, mit dem der Chinese Seng-Ho getötet worden war, und die Flecke waren Blut.

Er sah zu Bromley hinüber und kniff die Augen zusammen.

„Kann, Sie haben da ja immer noch das Messer. Warten Sie unentwegt auf weitere Enthüllungen?“

„Allerdings. Wollen Sie sich nicht setzen?“

Bromley nahm das Messer vorsichtig auf und wog es in der Hand. Sein Gesicht wurde ernst.

„Jetzt steht, daß Sie mehrfach aus irgendwelchen Gründen in Barnes' Laden gerieten. Wollen Sie das zugeben?“

„Gewiß. Und als ich da erst einmal drin war, hatte ich natürlich guten Grund genug, drin zu bleiben.“

„Guten Grund? Welche?“

„Ich habe mich in Barnes' Nichte verliebt, und darum bin ich auch immer zur Stelle gewesen, wenn sie mich nötig hatte. Ich mußte, daß eine Gefahr über ihr schwebte, obgleich ich nicht genau sagen konnte, welcher Art sie war.“

Er sprach sehr lebhaft, und einen Augenblick huschte ein Lächeln über Bromleys Züge.

„Cherchez la femme“, murmelte er.

„Sehr richtig. Und das erklärt vieles.“

„Vieles, aber nicht alles. Waren Sie zum Beispiel in jener Nacht in Barnes' Haus, als Seng-Ho erstochen wurde?“

„Warum fragen Sie danach?“

Weatherby scharrte unruhig mit den Füßen. Er wußte nicht, wo das Kreuzverhör hinaus sollte, aber er wußte recht gut, daß Einiges besser im Dunkeln blieb.

Bromley antwortete nicht direkt auf seine Frage. „Es steht fest, daß ein Dokument oder etwas Ähnliches aus dem Gehirn gestohlen worden ist, das offenbar das A und O der ganzen Angelegenheit darstellt. Bei dem toten

Chinesen ist es nicht gefunden, und augenscheinlich haben auch seine Landsleute bei ihren Versuchen, den Quok-Chang an sich zu bringen, es nicht in die Hände bekommen. Die einzige in Frage kommende Person, die damals sonst noch von dem Vorhandensein des Dokumentes etwas gewußt hat, sind Sie Mr. Weatherby!“

„Wenn Sie daraus folgern wollen, daß ich in jener Nacht im Laden gewesen bin, dann sieht Ihre Beweisführung auf sehr schwachen Füßen“, gab Weatherby zurück.

„Das ist es nicht allein.“ Bromley lehnte sich zurück und schlug die Arme übereinander.

„Hören Sie zu, Sir.“ Er sprach jetzt weniger offiziell und beinahe freundschaftlich. „Wir können nicht umhin, Sie mit Seng-Hos Tod zu belasten, es ist einmal nicht anders; es wäre nur die Möglichkeit, an die ich persönlich glauben möchte, daß es ein Akt der Notwehr gewesen ist. Sie müssen jetzt die Wahrheit sagen, denn keinesfalls haben wir noch länger Zeit, Rätsel zu raten.“

„Das scheint aber doch unser Schicksal zu sein.“

Bromley überhörte das. „Sie haben mir im Auto erzählt, daß Seng-Ho von einem verkränkten Manne getötet wurde; ich will annehmen, daß das — na, lagen wir — eine Ausflucht gewesen ist.“

„Das war es nicht“, entgegnete Weatherby bestimmt.

„Sind Sie denn verkränkt?“

„Gott sei Dank nicht, wenigstens nicht so. Worauf wollen Sie eigentlich hinaus? Wollen Sie mich tatsächlich des Mordes an Seng-Ho beschuldigen?“

Bromley lachte hilflos. „Es ist ideenlos, aber genau das will ich. Sie haben bereits zugegeben, daß Sie im Laden waren, als der Mord stattfand, Sie geben sogar zu, daß Sie Seng-Ho gesehen haben und daß Ihr damaliges Verhaben ungescheit gewesen ist. Das würde schon voll auf genügen, wenn wir nicht noch weitere Beweise hätten.“

„Und die wären?“

Weatherby war wirklich erschrocken, und für eine halbe Sekunde nahm sein Gesicht den Ausdruck eines in die Falle geratenen Tieres an. Aber der verdammte sofort wieder, und er war wieder der Alte, lächelnd und frohig.

„Nur einer jener Glücksfälle, die uns Polizeimenschen hin und wieder begegnen und uns zum Bewußtsein bringen, daß wir Teile eines großen Uhrwerks sind, das verdammt richtig geht“, sagte Bromley ganz langsam.

Er spielte wieder mit dem Messer in seiner Hand.

„Wir haben das Geschäft ausfindig gemacht, in dem es gekauft wurde.“ Er sah Weatherby in die Augen.

„Jawohl. Und der Ladeninhaber hat eine genaue Erinnerung an den Käufer, weil dieser sehr schwer zufriedenzustellen war. Erst wollte er eine Art Stilet haben, und erst später begnügte er sich mit dem Messer.“

„Das heißt: Sie haben eine Beschreibung des Mannes, nicht wahr? Kennen Sie ihn?“

„Leider ja“, erklärte Bromley und wurde wieder offiziell. „Die Beschreibung des Geschäftsinhabers paßt bis aufs i-Tüpfelchen auf — Sie!“

36. Kapitel

Langfinger-Bizzie

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, das schwer wie Blei auf den beiden lastete. Weatherby erinnerte sich noch nach langer Zeit an diese Sekunden und er hat in seinem ganzen Leben das Gefühl nicht vergessen, das ihm plötzlich wie ein eisernes Band die Stirn zusammenpreßte.

Er sah Bromley an, aber der Kommissar schweig und wartete fernerseits auf eine Erklärung.

„Der Mann hat recht“, brachte Weatherby dann mühsam hervor. „Ich habe das Messer gekauft. Seng-Ho wurde mit meinem Messer getötet. Von China her war ich gewohnt, ein Messer zu tragen, und ich hatte keins bei mir. Es ist sicherer und geräuschloser als ein andere Waffe.“

„Natürlich mußten Sie Ihr Leben verteidigen, das versteht sich“, nickte Bromley. „Weil ich davon überzeugt bin, mache ich mir ja jetzt Mühe, der Sache auf den Grund zu kommen. Meinen Sie, ich läge hier mit Ihnen, wenn ich Sie für einen kaltblütigen und entschlossenen Mörder hielt?“

Weatherby war halb aufgestanden, setzte sich aber bei dieser Frage schnell wieder hin. „Ich darf doch wohl rauchen? Es wird meine Nerven beruhigen; sie sind nämlich ein bißchen durcheinander.“

„Nehmen Sie von diesen.“ Der Kommissar reichte ihm sein Zigaretten-Glas herüber.

„Weatherby“, sagte er langsam, „Sie sind ein Mann, der aus einem halben Duzend sehr verschiedener Arbeitsgehete der Polizei tätig gewesen ist. Sie sind schließlich sogar die verschlagene Nr. 10 des Geheimdienstes gewesen und kennen also alle unsere Methoden, vielleicht — fuhr er etwas vernünftiger fort — „sogar besser als ich. Sie wissen jedenfalls auch, daß Scotland Yard seine Erfolge nicht immer nur der überragenden Tüchtigkeit einzelner verdankt. Der eine findet hier etwas, der andere dort, und solche Bruchstücke ergeben früher oder später das große Netz, das es uns möglich macht, unsere Leute zu fassen. Es gibt natürlich auch Rieten. Manchmal irren wir uns, aber es kommt doch oerhältnismäßig selten vor, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, mit denen wir zu rechnen haben. Und manchmal geraten wir zwar zuerst auf einen Holzweg, aber dann...“

Er hielt inne, als widerstrebe es ihm, fortzufahren. „Sie denken an Seng-Hos Tod.“

Bromley nickte. „Aber vor allem denke ich an Ihre überraschend genaue und gründliche Kenntnis der einzelnen Phasen aller dieser Tragödien, deren letzte Seng-Hos Ermordung gewesen ist. Man hat Sie zu ungewöhnlichen Zeiten an ungewöhnlichen Orten gesehen. Es muß einfach auffallen, daß Sie immer zur Stelle waren, wenn etwas Entscheidendes geschah. Sie können das doch nicht bestreiten?“

(Fortsetzung folgt.)